

Wissenschafts-Journalismus in den Vereinigten Staaten

Autor(en): **Hömberg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin : Kommunikationswissenschaft = sciences des communications sociales**

Band (Jahr): - **(1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-790605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VI. a Wissenschafts-Journalismus in den Vereinigten Staaten

Gelobtes Land mit Schattenseiten

Die Situation des Wissenschafts-Journalismus in den deutschsprachigen Medien ist mit Metaphern wie «Mauerblümchen» oder «Stiefkind» zwar nicht sehr originell, aber doch recht präzise umschrieben. Anders in den Vereinigten Staaten von Amerika, die auf einem kürzlich von der Robert-Bosch-Stiftung veranstalteten Colloquium gar als «gelobtes Land» des Wissenschaftsjournalismus charakterisiert wurden.

Stephan Russ-Mohl, umsichtiger Organisator der Tagung, schlug diesen Akkord gleich zu Beginn an: In der journalistischen Wissenschaftsvermittlung sind uns die Amerikaner meilenweit voraus. Zunächst quantitativ: Die Zeitungen räumen der Berichterstattung über Wissenschaft und Technik mehr Platz ein, und auf dem Zeitschriftenmarkt gibt es seit Ende der siebziger Jahre einen regelrechten Boom an neuen populärwissenschaftlichen Magazinen. Dann qualitativ: Der recherchierende, der investigative Journalismus hat in den USA eine grössere Tradition. Wissenschaft und Forschung sind dabei gern genutzte Quellen. Schliesslich: Dieser Bereich wird institutionell unvergleichlich viel besser gefördert.

Die amerikanischen Gäste gossen allerdings selbst Wasser in den Wein. *Joye Patterson*, Professorin an der Universität von Missouri, verwies darauf, dass trotz aller Massnahmen zur Verbesserung der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit seit dem Sputnik-Schock die Zahl der Wissenschaftsredaktionen in den Zeitungen nicht gestiegen sei. Raumfahrtprogramm, Umweltbewegung und Energiekrise haben zwar das Problembewusstsein geschärft, aber nicht einmal jedes zehnte Blatt verfügt über einen eigenen Redakteur für Wissenschaftsthemen.

Und im Fernsehen? Die kommerziellen Sender beherrschen die Szene, und sie setzen bekanntlich eher auf Unterhaltung als auf Wissensvermittlung. In jüngerer Zeit sind gleich drei Wissenschaftsserien abgesetzt worden. Das öffentliche Fernsehsystem dagegen versucht wacker die Lücken zu füllen: «3-2-1 Contact», eine Serie für Kinder, läuft dort täglich, «The Smithsonian World» ebenso wie die schon legendäre Reihe «Nova» wöchentlich.

Auch im Hörfunk engagieren sich hier hauptsächlich die öffentlichen Stationen. Die Programme werden zum Teil von Wissenschaftsorganisationen produziert, und sie reichen vom 60-Sekunden-Spot bis zur halbstündigen Magazinsendung.

Die neuen Medien wie Bildschirmtext und elektronische Zeitung erweisen sich als Vorreiter der Fachkommunikation; naturwissenschaftliche,

medizinische und technologische Informationen erfreuen sich grosser Beliebtheit. Dieser Trend setzt sich fort bei den Zeitschriften; weit mehr als hundert Computermagazine sind bereits aus dem Boden geschossen.

Die neuen populärwissenschaftlichen Zeitschriften wie «Discover» «Science 84» und «Omni» (von diesem Magazin erscheint seit kurzem auch eine deutschsprachige Ausgabe) wenden sich vor allem an ein junges, gebildetes und wohlhabendes Publikum, eine Zielgruppe, die auch die Werbewirtschaft magnetisch anzieht. Kein Wunder, dass sie eine auf Hochglanz polierte schöne neue Wissenschaftswelt präsentieren. «Wer beisst schon die Hand, die ihn füttert?» (Patterson).

Die Diskussion um die journalistische Berufsrolle, die im politischen Journalismus seit Watergate nicht verstummt ist, hat längst auch die Wissenschaftsreporter erreicht. Genügt es, wenn sich der Journalist als Dolmetscher versteht? Oder muss er nicht auch eine Art Wachhund sein, der die politischen und sozialen Folgen der Wissenschaft ins Visier nimmt? Viele verstehen sich immer noch als Sprachrohr der Wissenschaftler, aber gerade beim beruflichen Nachwuchs scheint ein investigativer, ein quellenkritischer Journalismus an Anhängern zu gewinnen.

Probleme mit den Quellen haben die nordamerikanischen Wissenschaftsjournalisten kaum – und wenn, dann liegen sie nicht am Mangel, sondern am Überfluss. *Victor K. McElheny* vom Massachusetts Institute of Technology im Rückblick auf ein Vierteljahrhundert journalistischer Praxis: «Die Quellen für Wissenschaftsreporter sind ein Niagarafall an Information.» Diese Flut ist freilich bemerkenswert gut kanalisiert: Verschiedene Organisationen, wie die American Association for the Advancement of Science, das Scientists' Institute for Public Information und der Council for the Advancement of Science Writing, versuchen mit Erfolg, Wissenschaftler und Journalisten zusammenzubringen. Auch wissenschaftliche Gesellschaften, Forschungsinstitutionen, Hochschulen und die Berufsorganisation der Wissenschaftsjournalisten mit ihren 1100 Mitgliedern sind hier sehr aktiv.

Besonders reichhaltig ist das Spektrum der Aus- und Fortbildungsangebote. Die Journalistenausbildung an den Hochschulen kann in den Vereinigten Staaten auf eine mehr als hundertjährige Tradition zurückblicken. In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Studentenzahl rapide gestiegen; ungefähr 70 000 studieren gegenwärtig dieses Fach.

Allein zum Wissenschafts-Journalismus bieten 67 Colleges und Universitäten insgesamt mehr als 120 Kurse an. Die Übungen, die Vermittlungsfähigkeiten trainieren, können flexibel kombiniert werden mit Seminaren, die primär dem Erwerb von Fachkenntnissen dienen. Dies führt dann teilweise zu abenteuerlichen Fächerverbindungen. Ein Sezierkurs in Anatomie, ein Computerseminar, Vorlesungen in Astrophysik und Klima-

kunde – da ist nichts unmöglich. Auch auf die Studieninhalte trifft zu, was *Kenneth Goldstein* von der Columbia Universität in New York über die Lehrmethoden sagte: «Wir sind eklektisch ...»

Eklektisch – und praxisnah. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Rekrutierung der Professoren und Dozenten, die meist viele Jahre in und für Redaktionen gearbeitet haben und auch heute noch immer wieder einmal das Katheder mit dem Mikrophon und der Schreibmaschine vertauschen.

Gelobtes Land? Sicherlich, betrachtet man die vielen Hilfen, die dem Journalisten angeboten werden: Workshops und Seminare, Auffrischkurse und Kontaktstudienangebote, Stipendien und Preise, Informationsdienste und Handbücher. Die Ergebnisse nun sind nicht immer so lobenswert. *Sharon M. Friedman* von der Lehigh Universität in Bethlehem/Pennsylvania hat die Berichterstattung über Kernkraftfragen in der Region um Harrisburg untersucht. Ihr Fazit: Seit dem spektakulären Kernkraftwerksunfall von 1979 hat sich die vorher mangelhafte Behandlung des Themas Kernkraft zwar verbessert, aber sie lässt immer noch viele Wünsche offen. Nach wie vor sind die Berichte auf punktuelle Ereignisse fixiert – Hintergrundinformationen und orientierende Problemdarstellungen, die den Betroffenen bei der Risikoabschätzung helfen könnten, fehlen fast völlig. Die Gründe liegen in ungenügenden Recherchekapazitäten, in personellen, zeitlichen und finanziellen Zwängen, in unzureichender Fachkompetenz und auch in revisionsbedürftigen Berufstraditionen. In Harrisburg zeigte der ganz gewöhnliche Journalismus sein Alltagsgesicht.

Dieses Bild ist auch uns ganz vertraut: *Michael Schanne* vom Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich trug in Stuttgart erste Ergebnisse einer noch nicht veröffentlichten Untersuchung über die Kernkraftberichterstattung in der Schweiz vor, die zu ähnlichen Ergebnissen kommt. Es gibt eben doch noch Gemeinsamkeiten zwischen den Kontinenten.

Walter Hömberg